II. Jahr. Heft 8.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Sommers Ende / Carl Dallago: Garben / Peter Scher: Bankroffts Erlebnis / Hugo Neugebauer: Vermächtnis / Karl Schoßleitner: Prinz Blaubart (Schluß) / Ludwig Seifert: Leben / Hans Kiene: Tag im Verglühen / Hartmann: Brixner Chronik IX / Karikaturenfolge 32: Max v. Esterle: Musiktheoretiker Mayrhofer.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und anko.**

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. September 1911. Heft 8.

Sommers Ende / von Carl Dallago.

Es ist fast kalt geworden. Heftige Gewitter und Regengüsse im Tale brachten sogar Schnee den Bergen. Ein Morgen ist zitternd aufgebrochen, frisch mit scharfer Luft, und erst nachdem er alle Hüllen der Nacht längst abgelegt und sich immer mehr aufgetan hat, kommt mit dem aufquellenden Sonnenlicht wieder langsam Wärme in seinen weiten Bereich. In engen Rissen und Schluchten langt der Schnee weit in die Talung hinab, und die stillen, hochgelegenen Wiesen sind weithin mit dichten Reifschleiern überzogen und liegen so starr und erfroren da, daß man sie warm streicheln möchte. Aber schon beginnt des Tages Sonnenflut mehr und mehr auszufließen, und was immer sie netzt, verliert Frost und Starrheit und tut sich neu auf zu letztem sommerlichen Leben.

Ich habe alle Einfälle und Gedanken von mir getan und bin hinausgewandert über leuchtende Wiesenhänge und durch dunkle Waldung, vorbei an einzelnen Gehöften, den wunderklaren Tag zu genießen, den mir mein Sommeraufenthalt als letzten gewährt. Ich habe das Dorf Mulina erreicht, das sich im Sonnenglanz am Hange ausbreitet. Ich sehe in der östlichen Ferne den sonnendurchwirkten Fels der Palatürme völlig wolkenfrei aus der duftenden Bläue schimmern. Beglückt vom Schauen durchschreite ich das Dorf, das sich in der Talsohle fortsetzt, heran bis zum Flusse Avisio, der schäumend dahinrollt. Und das Brausen der nahen Wellen wird mir zum Liede, — und der Gang der Sägewerke an den Ufern — und das Säuseln der Weidenblätter im Winde. Auf der Brücke klopft mein Schritt in den Wellenlärm, dann nimmt mich ein Wald auf, der die Schritte lautlos macht.

Die Straße zieht sich still zwischen Waldhängen hin, ein Traumboden für hastlose Wanderschritte, und tiefer unten hüpft und sprudelt ein Bach mir entgegen, halb verdeckt von der Baumwelt der Uferstrecke. Es ist das Cadinotal, das von den Dörfern und Menschen des Fleimstales fortführt hinein in die Waldberge — hinein in die hohe Stille von Waldbergen und Almen. Ab und zu kommen Karren daher, hochbeladen mit schweren Baumstämmen, und weiter drinnen seufzt da und dort eine Säge. Zuweilen stehen „Marterln" am Wegrand, die Kunde tun vom Ableben junger Bursche, die beim Holzführen verunglückten. Dann schreitet eine eigene Stimmung mit mir weiter, wie sie einen ja meist befällt, wenn eine Örtlichkeit die Erinnerung an gewaltsames Enden junger, blühender Menschenleben in uns legt. Aber der Sonntag und das Leben der Landschaft überfluten immer alles wieder.

Eine mehr sonnige Stelle tut sich auf, wo sich das Bachbett weiter und steiniger ausbreitet und neben dem Wege herzieht. Die Waldhänge haben ihm mehr Platz gemacht. Einzelne halbentwurzelte Bäume ragen noch an den Ufern zwischen riesigen Steinblöcken, Sand- und Geröllhaufen daneben. Dann eine Kapelle am Wege und Wiesenstreifen und ein niedriges Haus: Albergo Cadino.

Ein idyllisches Dasein rings von Waldbergen umschlossen. Zwei Kühe weiden auf dem Wiesenstreifen vorm Hause. Kinder tummeln sich dazwischen. Der Bach rauscht weiter dahin in dem breiten, wilddurchwühlten, mit Stein- und Sandwällen angefüllten Bette, da und dort silbern herüberblitzend. Gesättigt und schläfrig träumend liege ich ausgestreckt auf dem Wiesenband am Bachufer. Mich überwölbt der tiefversonnte Mittagshimmel des blauen Septembertages. Und immer mehr sinkt die Bläue auf mich, und immer tiefer wölbt sie sich zugleich ins Grenzenlose. Dann stehe ich langsam auf, versonnt wie die Waldberge — wie der glitzernde Bach — wie der Wiesenstreifen — wie alle Dinge ringsum. —

Herdengeläute sickert daher, das bald zusammenfließt und den Talweg herunterzieht. Eine Kuhherde naht: ein langer, scheckiger Streifen voll Glanz und Bewegung, von dem dunklen Waldhintergrunde sich abhebend. Es ist eine von den Hochweiden heimkehrende Herde: jedes

Tier frisch und gestärkt, manche von verwegener, wilder Munterkeit, viele mit Laubkränzen und Alpenblumen geschmückt. Ein Hirte geht der Herde voraus und Hirten und Hirtenkinder folgen hinterher, alle sonnengebräunt und von beweglicher Munterkeit wie die Tiere, denen sie beständig fröhlich und kameradschaftlich zurufen. Und wie der ganze lange Schwarm so dahinzieht, verglänzt und versonnt, umrankt von Wälderduft und dem Wiesenhauch, umtönt vom klaren Rauschen des Bergbachs — und wie das Geläute der Herde so heiter friedvoll hinausfließt, vermengt mit den Zurufen und Jauchzern des Hirtenvolks, ist alles wie ein langgezogenes weites Hirtenlied, das von den Bergen nieder durch die Talung dringt.

Ein Etwas erschließt sich in mir und nimmt die Töne staunend und andächtig in sich auf und horcht der Herde noch nach, als sie schon lange vorbei ist. Dann wandre ich langsam hinterher, wobei meine Seele sich gleichsam am Klange der Herdenglocken hält, von der Stimmung des Hirtenliedes wie von einem weiten Glücke völlig durchdrungen und erfüllt.

* * *

Es ist rascher Abend geworden. Verschattet liegen die Talwege und die Fahrstraße, auf der ich zu meinem Sommerdorfe emporsteige. Von der Einsattlung der Waldberge nieder, zwischen den Waldhängen äugt schon die rote Turmspitze des Kirchleins. Dahinter wölben sich die zwei mächtigen Ulmenkronen bläulichgrün verdunkelt. Und ganz oben auf dem Waldgrat des Osthanges lebt noch ein Sonnenstreifen.

Der Abend haucht Kühlung und Feuchtigkeit aus, und die Waldung mir zur Seite dunkelt weich und geheimnisvoll. Meinem einsamen, sinnenden Schritt schlägt ein Geräusch entgegen. Ich unterscheide die schwere und plumpe Gangart von Pferden. Zwei Ackergäule kommen bald müde daher, die ein Mädchen an den Zügeln führt. Dahinter trippelt ein kleiner Junge. Das Mädchen ist jung und hochgewachsen, mit ländlichem Strohhut, der ein wenig im Nacken sitzt. Die Gangart ist schlank und schmiegsam, jugendlich spielend. Die Haut ist sammten und sonnenfarben im Gesicht und an den bloßen Armen, die Hemdärmel sind bis zum Ellbogen aufgestülpt. Ich trage die Jacke umge-

worfen und sehe aus wie ein Taglöhner — vielleicht nur, daß meine Gangart anders ist und mein Gesicht anders redet — andere Stimmungen ausdrückt. Ich fühle, wie meine Seele das Mädchen bestaunt und sich auftut und glüht. Und es ist, als fühle es so nun auch das schlankgewachsene Kind, das mich staunend ansieht und mein Näherkommen unruhig und errötend aufnimmt, während der Schritt stockend wird. Dann treffen mich zwei Augen klar und scheu, aber so voll warmer Lieblichkeit, als durchrieselten mich Wellen kleiner neuer Sonnen, die ein kleines neues Lied in mir auslösen, das süß ist. Und das Mädchen trägt seine junge Landschaft im Gesicht, das weich und unberührt mir völlig zugewandt ist, von junger Neugierde bespült, die vielleicht am Rande der Süchte, der Reife steht. Meinem Gruß begegnet die ländliche Schöne so hold verwirrt, daß mein Blick das neugeborene Lied meiner Seele liebevoll über sie ausgießt. —

Was klirren die Pferdezügel so laut? So ungeschickt zerrt sie auf einmal des Mädchens Hand. Warum diese Wirrnis und Hast so plötzlich im Tun des jungen Geschöpfes, das von mir wegdrängt und doch stehen bleiben will und nur zögernd geht? Aber die Pferde sehen mißmutig nach mir und der Knabe hinterher blickt mich verwundert an. So wandre ich denn wie stockend weiter und wie stockend entfernt sich auch des Mädchens Schritt. Und jedesmal, wenn ich mich umsehe, findet und hält mich noch sein dunkler, süßer Blick — dieser rätselvoll scheue, süchtig bange Jungfrauenblick. —

Die Dämmerung zieht in die Waldung ein, die sich zu beiden Seiten der Straße ausbreitet. Meinem Gefühl mit der aufglimmenden Wirrnis der Liebe erscheint das Dunkel auf einmal traulich wie ein schirmendes Heim, und meine Sinne kehren wieder zur schmiegsamen Mädchengestalt zurück, die gerade an der Wegbiegung mit den Pferden meinen Blicken entschwindet. Gierig eilt mein Aufhorchen dem schweren Schritt der Gäule nach, um daraus die Stelle zu bestimmen, wo das reife Kind schreitet. Ganz offen liegen meine Hände und die Arme langen hinaus, um das anzufassen und fortzutragen, was mir plötzlich so lieb geworden ist, — was mich plötzlich so erglühen macht. Ist der stille moosige Waldgrund nicht wie ein großes, weiches Bett, und

sind die Bäume nicht verschwiegene Wächter? — Spinnt die Dämmerung nicht geheimnisvoll alle Dinge ein? Und ist die Macht nicht noch rätselvoller, die plötzlich in mir emporflammt? — Was habe ich dem Kinde getan — was hat mir das Mädchen angetan, daß ich auf einmal in seinem Bann stehe und nicht loskomme? Ich habe doch wenig frohe Ergebnisse aus der Liebe geschöpft und nie das vorgefunden, was ich hineinlegte und suchte. Ich bin aus der Liebe nie klug geworden. O wie ist etwas in einem so meerestief dunkel, und es hängt mit dem Geschlecht zusammen, dieses Etwas, das so dunkel und tief ist! Und wie ich es allzu wehvoll selig immer wieder fühle, daß ich noch lange nicht geschlechtsfrei bin.

Dann rede ich mir wieder ein: Mensch, es ist nichts! Es ist nur die Abschiedsstimmung, die dich so erregt umfaßt. Und ich hänge dem Mädchen nach und meine, ich möchte nur seinen jungen schmiegsamen Körper fühlen und hochheben und seine Seele mit in diesem Körper und so in ihm von allem Abschied nehmen, was der Sommer voll Schönheit um mich legte — was hier für mich zu Ende geht. Das Kind für die ganze Landschaft und den Sommer umarmen: das nur möchte ich! —

Und ich werde ruhiger und schreite, sanfte Weisen summend, dem Kirchlein meines Dorfes zu.

* * *

Schon ist die Nacht über Wege und Waldungen hereingebrochen. Nah an den Waldrand hab ich mich hingestellt und betrachte das Aufrücken des Dunkels. Es scheint um mich heller zu werden, je länger ich verweile. Die Baumkronen über dem Kirchlein sind wie schwarze drohende Unholde. Darunter schimmern bleich die Mauern des kleinen Gottesackers, der das Kirchlein umschließt. Es sieht sich an, als ob die Toten ein Totes begraben helfen. —

Aber weiter draußen liegt der Hochwald ausgebreitet, schläfrig und stille, ein mächtiges, lockendes Ungeheuer, dunkel und sammtweich wie die Nacht, ein Labyrinth von heimlichsten Reizen — von dunklen Rätseln und Stimmungen. Die Seele will sich nicht davon abwenden...

Die Nacht ist vorgerückt. Ich stehe noch immer draußen am Wald-

saum mit weiten, verliebten Augen. Nächtlich schweigend dehnt sich die liebliche Talung vor mir aus. Dunkel und weich ragen zu beiden Seiten die Waldhöhen auf. Hinter mir überm Waldwipfelsaum steigt nun machtvoll und lautlos der späte Mond empor, daß bald sein Schimmer wie ein blasser Traum durch die schlafende Talung rinnt. Da breite ich die Arme aus und trinke alles in mich, bis eine schläfrige Trunkenheit mich schwankend nach Hause führt.

Aus dem soeben im Xenien-Verlag zu Leipzig erschienenen „Buch der Unsicherheiten."

Garben / von Carl Dallago.

I.

Des lieben Tages sonnenfrohe Stunden
hast du im Feld mit Jäten zugebracht.
Dein junger Schritt hat müde heimgefunden,
du hast die Müdigkeit verwunden
und dem todkranken Bruder tröstend zugelacht.

In seine fahlen abgezehrten Züge
brachte dein Kommen jähen Rosenschein.
Du wirktest wie durch heitren Himmel Schwalbenflüge,
so war's, als ob dein Wesen neue Kräfte trüge
in ein verlöschend Lebenslicht hinein.

Und Nächte wachtest du. Der Morgen fand dich wieder
im Feld. Das Ackerbraun hob scharf dich ab und licht
in der Bewegung deiner jungen Glieder.
Ein Leuchten lag um dich. Und so genoß ich dich
von fern. Es trugen innre Kräfte mich zu dir hinüber.
Du fühltest dich berührt, von Blicken eingesogen, und zitterteſt für dich;
dein Wesen aber kam zu mir herüber
und legte sich in mich wie ein Gedicht.

II.

Das Dorf erfuhr durch eines Glöckleins Klagemund:
Dein Bruder starb. — Ich eilte in dein Haus
(es war zur Dämmerabendstund),
durch Tür und Fenster klang Geschluchz heraus —
ein Klagechaos, das sich stärker wuchs, je näher
ich kam; schon unterschied ich Stimmen wie bei einem Trio:
du weintest mit den Schwestern immer stürmischer und weher,
stets neu klang's schmerzerpreßt: „O dio mio — mio dio!"

Du und die Schwestern schluchzten mir entgegen,
als ich eintrat. Der Tote lag in seinem Bette.
Vor euren lauten Schmerzausbrüchen ward ich ganz verlegen.
Ich tröstete: nun hat er ausgelitten, — sah dich an,
du weintest heftig — saßest da in dumpfer Geste,
die Tränen netzten deines lieblichen Gesichtes Glätte.
Ich litt um dich und trat an dich heran,
berührte deine Hände, die der Tränenfluß noch näßte,
und drängte dich hinaus. Dumpf sahst du auf —
Und wieder wie den Flug ein Falter, fand dein Blick sich durch der Tränen Lauf.

Dann ging ich. In den Händen bargst du dein Gesicht,
so lehntest du am Tisch, stoßweise vom Geschluchz durchzogen.
Ich seh noch, wie dein Blick sich um mein Fortgehn flicht
tränenumrankt zwischen den losen Händen.
Mein Herz erging sich hoch in stummen Wogen.
Von lauten Klagen hallte noch das Haus,
doch war mir, als ich lauschend hielt vor seinen Wänden,
als schiede eine Stimme aus dem Weinen aus.

III.

Mein Blick zieht seinen stillen Weg
das Feld entlang, das deine Hand bestellt.
Es zwang mein ganzes Schaun,

wie unter deinem Spatenstich das Feld
sich immer weiter wuchs in frischem Braun.
Dann stieg das Saatkorn hoch, ich sah es reifen, —
mein Blick zog wärmer seinen Weg,
umfing das Feld, bedacht den Schimmer deines Wesens von der Saat zu streifen. —
Nun liegt der Acker kahl; ihn erntet fremde Hand.
Mein Blick irrt grollend übern Stoppelgrund.
So irrt vielleicht durch Feindesland
ein Krieger müd und wund.

IV.

Und einmal war es so: Du kamst vom Wald
ein Bündel Holz im Arm, ich stand am Weg allein
und sah dein Kommen. Bienen gleich zu Blumen flog
mein Blick zu deiner lieblichen Gestalt,
umfing dich selig ungestört und sog
von deinem Blick, umsäumt vom sommerlichen Wiesenrain.
Da kam ein Lächeln in dir aus, so wonnig warm und froh
und rann in mich und weitete mich so,
daß ich zur Wiese ward im Abendglanze feierlich und still —
und du wardst Traum der Halme, den ich wiegen will.

V.

Tu sei come la selva.

Du bist mir wie der Wald, der Wunderliches rauscht
mit vielen Quellen, die verborgen rinnen.
O wenn mein Herz dich spiegelt, ist es,
als ob mein Sein verloren einem Tönen lauscht,
das Labsal spendet meinen Sinnen.
Es zieht mich tief hinein in Gänge, die nicht enden,
voll sommerlicher Luft und Schattenkühle zwischen Zweigenwänden.
Bald hallt mein ganzes Sein von deinem Rauschen. So vergißt es
auf Welt und Menschen, — ihrer Satzung Enge, ihrer blinden Hast
und ruht sich aus auf einer Wiesenlichtung,

wo Weidvieh gleich mein Sinnen friedlich graſt. —
So wirſt du Wohnung mir, die ſichernd mich umſchließt,
und machſt, daß neu ſich regt mein Menſchentum und fließt
und ſeinem Lauf ſich öffnet neu Gefild, —
und trägſt mir Freiheit ſo in meines Seins Verrichtung —
und biſt mir Zuflucht wie der Wald dem Wild.

VI.

Vielleicht noch kommt es ſo: Wir pflügen hinterm Haus,
das Kühepaar lenkt deine Hand — den Pflug die meine,
und um den Acker dehnt ſich groß die Landſchaft aus.
Der Almen ſommerlich Geſicht glänzt felsumrankt
herab. Wir ruhn uns aus, ich ſchiebe meine Hand in deine
und ſeh im dunſtigen Sommerhimmel, wie der Gratriß ſchwankt.
Dann zieh ich dich zu mir und fühl in dir
die ganze Landſchaft zu mir hergezogen:
die Almen, Fels und Himmel, alles ſchaukelt wie auf Wogen,
der Acker wellt ſich deinem Körper an
und wird unſagbar willig und andächtig ſtill; —
es will ſich auftun mir ein heimlich Großes,
der Acker trägt das Glühen deines Schoßes —
ich ſelbſt bin Same, der nun aufgehn will.

Bankroffts Erlebnis / von Peter Scher.

Als Bankrofft die Allee zu ſeiner Wohnung hinunterging, dachte er: Es iſt ärgerlich, daß ich gerade heute dieſen Unſinn von Satire zu Ende bringen muß!

Wie iſt es doch? Ein Herr Y. hat ſich bei einer — ich gebe es zu — bemerkenswerten Gemeinheit ertappen laſſen. Immerhin nur einer ſchlichten bürgerlichen Gemeinheit von ganz gewöhnlichem Format, wie man deren hundert und etlichen begegnet, wenn man über die Straße geht. Aber er hat ſich erwiſchen laſſen. Und was tue ich, Bankrofft, Mitmenſch und überlegener Zeitgenoſſe? Ich verarbeite das

Faktum dieses Reinfalls zu einer — Satire. Ich tue es, weil ich leben muß und, wenn ich es nicht täte, meinen alten Überzieher noch ein Jahr länger tragen müßte.

Er brannte sich eine Zigarette an. Der Anblick des bläulich zarten Rauches, der in einer sanften Schwenkung um seinen Kopf entglitt, brachte ihn auf andere Gedanken. Er lächelte.

Und heute, vielleicht in diesem Augenblick, vielleicht in einer Stunde wird es geschehen! Wie von ungefähr aus dem Nichts wird eine kleine Seele erwachen. Ein dünnes, hilfloses Stimmchen wird sich in den Chorus der Lebensstimmen mischen. Aus gesunden Lungen wird es mit hellen kräftigen Schreien den Triumph des Mysteriums der Geburt verkünden. Und in der ergreifenden Ahnungslosigkeit dieser Lebensschreie wird der Dank an die Mächte des starken Willens liegen, der es herbeigesehnt hat.

Und er, Bankrofft, wird der Vater sein. In schweigender Seligkeit wird er, dessen Inbrunst die Erfüllung des tiefsten Wunsches der Geliebten den Mächten abgerungen hat, an der geschlossenen Tür vorüberschleichen. Und sein Herz wird stillstehen vor Glück, wenn ein helles Lachen von ihrem Munde sich in das hilflos lustige Plärren des Kindes mischt.

Der andere aber, der Gatte, wird mit Vaterstolz die Glückwünsche der Freunde entgegennehmen, indes Bankrofft zu seiner armseligen Junggesellenwohnung hinaufsteigt, um sich über einen Herrn Y. satirisch zu ergehen, dessen er bedurfte, um zu einem neuen Winterüberzieher zu kommen.

Bankroffts Gesicht verzog sich. Plötzlich sah er auf.

Was war das? Eine gedrungene alte Frau hastete mit hochrotem Gesicht, laut aufweinend und gestikulierend, die Allee herauf, ihm entgegen. Sie rief in abgerissenen Sätzen die Entgegenkommenden an, lauter fremde Menschen, die sich, gerührt durch ihren Schmerz, mit ihr einließen, um ratlos, achselzuckend weiter zu gehen.

Bankrofft blieb erstarrt stehen. In ihm sagte eine Stimme: O Gott! O Gott! War das nicht die kleine dicke Frau, die ihn nicht leiden

mochte, weil er einmal eine gemütlose Äußerung über ihren Hund getan haben sollte? Ihre Mutter!

Er stürzte zu der alten Frau hin, ergriff ihre Hände, sah ihr ins Gesicht. Sie schrie: „Wo ist denn der Arzt? Wo ist er denn nur? Es geht zu Ende — oh, oh! Es ist ja schon vorbei!" Sie stampfte in der Hilflosigkeit ihres Schmerzes mit den Füßen und biß in ihr Taschentuch.

Bankrofft war es, als würde vor seinem Gesicht ein schwarzer Vorhang zugezogen, plötzlich, mit einem Ruck. Seine Hände waren kalt und zitterten. Die alte Frau hielt seinen Arm umklammert. Er riß sich los und rannte ohne Besinnung in das Zigarrengeschäft. Sein Hut war heruntergefallen; er merkte es nicht.

In dem Laden erwischte er das Telephonbuch, blätterte verzweifelt, rief einen Arzt an. Er müsse sofort kommen, es koste, was es wolle. Wie? Wieso? Jawohl, ein Automobil! Aber sofort. Gott sei ihm gnädig, wenn er eine Sekunde zögere. Wie? Ja, ja!

Er war so erschöpft, daß er sich am Ladentisch festhalten mußte. Durch das Fenster sah er, wie sich Kinder und Frauen vor dem Hause sammelten. Vor dem Hause, in dem sie — vielleicht schon nicht mehr war.

Er ließ sich Zigarren geben, vergaß zu bezahlen, rannte den Weg zurück und kam vor dem Hause an, als im offnen Fenster ihrer Wohnung eben, blaß und die Hände ringend, der Mann sichtbar wurde.

Vor dem Hause standen im Halbkreise Erwachsene und Kinder, mit offenen Mäulern, entschlossen, sich keine Einzelheit des Vorganges entgehen zu lassen.

Bankrofft brach sich wütend Bahn und stürzte ins Haus. Hinter ihm fielen zwei Kinder hin und heulten; eine alte Frau schimpfte.

Die Treppe herunter stolperte, wie ein Kind stammelnd und weinend, der Ehemann. Er knickte in die Knie, raffte sich mit einer schlotternden Drehung auf und sank, gerade vor Bankrofft, wieder zu Boden. Er hatte einen Revolver in der Hand, den er ihm aufdrängte: „Nehmen Sie — ich weiß nicht, was ich tue — ich — ich fürchte mich!" Seine Stimme brach kraftlos und verröchelte in einem weinerlichen Husten.

Bankrofft steckte den Revolver in die Tasche. Einen Augenblick sah

er zu dem Manne nieder, der wie ein Haufen leerer Kleider vor ihm lag. Er preßte die Lippen zusammen, hob den Mann empor. Es fuhr ihm durch den Kopf: Was ist mir dieser Mensch? Plötzlich standen ihm Tränen in den Augen. Er faßte den Kraftlosen fest unter den Arm und frug mit einer merkwürdig ruhigen Stimme: „Ist es vorbei?"

Der Mann wußte keine Antwort. Er stotterte sinnlos vor sich hin, dann schrie er wieder gellend auf: „Mein Weib! Mein Weib!"

Bankrofft erbebte vor Unwillen unter dem lauten Pathos dieses Schmerzes. Warum schrie dieser Mann: Mein Weib!

Er begleitete ihn in die Wohnung, vor der sich in beklommener Neugier die Nachbarn aufgestellt hatten. Im Zimmer, in dem sie lag, war alles in Verwirrung. Die Hebamme, im weißen Kittel, mit hochrotem Gesicht, lief ratlos hin und her. Die kleine dicke Frau, die Bankrofft nicht leiden konnte, erfüllte den Raum mit dem rasenden Gebahren ihres Schmerzes. Der Mann hockte mit abgewandtem Gesicht auf einen Stuhl.

Auf dem Bette lag die junge Frau — nackt, schmal, mit wächsernen Gliedern.

Bankrofft stand am Ende des Bettes.

Einen Augenblick war es ganz still.

Aus dem Nebenzimmer kam ein leise gluckfender Laut. Die Hebamme nahm Bankrofft, dessen starre Ruhe ihr imponierte, beiseite. Er wischte sich über die Stirn und mit einem Mal — er wußte nicht wie es kam und wurde sich dessen gar nicht bewußt — mußte er lächeln. Die Frau zeigte ihm das Kind. Wie ein winziges rotes Klümpchen lag es in seinem Korb und brummelte vor sich hin.

Aus Bankroffts Augen fiel eine Träne mitten in das kleine Gesicht, das sich komisch verzog. Er lächelte abermals. Die Hebamme sah ihn vorwurfsvoll an.

Es klingelte. Der Arzt stürzte herein, warf seine Sachen hin und befühlte die Tote. Alle schwiegen atemlos; sogar die kleine dicke Frau weinte nicht mehr.

Der Arzt verzog keine Miene. „Reiben — rasch reiben!" kommandierte er. Bankrofft riß in größter Hast irgend etwas vom Kleider-

haken und fing an, die Beine der Toten krampfhaft zu reiben. Die anderen folgten seinem Beispiel. Einen Augenblick war es, als ob sie alle dieses stumme verzweifelte Ringen um ein schon entflohenes Leben einte.

Nur der Mann hockte noch immer mit abgewandtem Gesicht in der Ecke. Er ächzte dann und wann und wagte es nicht, nach ihr hinzusehen.

Bankrofft sah mit weit geöffneten Augen geradeaus.

Er sah den Ehemann vor einem wächsernen Bein mit nicht sehr gut gepflegten Zehen klagend auf dem Boden liegend, das Haar zerrauft und einen säuerlichen Geruch wie von abgestandenem Bier um sich verbreitend.

„Dieses Bein gehörte mir!" weinte er mit einer wunderlich gluckſenden Stimme, „mir, mir — und nun ist es dahin!" Die Stimme erstarb in einem heftigen Husten und Schnauben. Aber sie erhob sich von neuem zu gellender, anklagender Kraft: „Hatte ich es nicht rechtlich erworben? Hab' ich es nicht gehegt und gepflegt? Und nun? Gott, o Gott!" Die Klagen erstarben in den Tiefen eines an Mund und Nase gepreßten Taschentuchs.

Bankrofft machte mit der Hand eine Geberde, als wollte er, lächelnd zwar, aber mit verstehender Gelassenheit, ein Klägliches von sich schieben. Seine Seele war wie ein Kristall. Es sprach in ihm eine Stimme (und er sah mit heiteren Augen auf die Tote nieder): Ja, nun erst bist du mir ganz und für immer gewonnen, du kleine Mädchenseele, der ich mit meiner großen Inbrunst den einzigen tiefen Gedanken deines Lebens eingegeben habe! Sehnsucht und Erfüllung — wo ist ein Anfang — wo ist ein Ende! Wie bin ich beglückt, daß ich dies alles erleben durfte!

Der Arzt machte mit jähem Ruck eine abwehrende Bewegung mit der Schulter und wie auf ein gegebenes Zeichen brach die Verzweiflung von neuem wieder aus.

Der Ehemann hatte sich erhoben, war schleppend näher gekommen und fragte nun den Arzt, indem er immer bedacht war, der Toten

den Rücken zu kehren, mit tiefer feierlicher Stimme: „Herr Doktor, soll das heißen, daß ich — nichts mehr — zu hoffen habe?"

Bankrofft wiegte den Kopf.

Er stand noch einen Augenblick an ihrem Lager. In ihm war ein tiefes, stilles Gleiten. Geliebte! sprach eine dunkle Stimme aus der Tiefe seiner Seele. Dann entfloh er dem lauten Schmerz, der aufs neue um ihn zu wüten begann.

Als er in seinem Zimmer war, fühlte er den Revolver in seiner Tasche. Er legte ihn vor sich auf den Tisch und lächelte.

Bis zum Morgen saß er rauchend und lesend am Tische. In seinem Gesicht war ein Leuchten wie nach einem großen Erlebnis. Er neigte dann und wann horchend den Kopf zur Seite. Er hörte das hilflose Stammeln eines Kindes und ein warmes helles Frauenlachen.

Mit einem Mal fiel ihm die angefangene Satire ein. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Seine Lippen bewegten sich.

Er blieb den ganzen nächsten Tag in seinem Zimmer. Als er am zweiten Tage morgens hinunterging, um Briefe nach der Post zu bringen, traf er den Ehemann mit einem glänzenden Zylinderhut und einem Flor um den Arm im Hause. Er nahm die Beileidsäußerungen der Nachbarn entgegen. Er war feierlich und vernichtet.

Bankrofft grüßte und ging schweigend an den Leuten vorbei. Niemand dankte ihm; alle sahen ihm verletzt, kopfschüttelnd nach.

Vermächtnis / von Hugo Neugebauer.

Blaue Berge in der weiten Ferne,
heißes Heimwärtssehnen strebt euch zu:
ach wie gerne, liebe Berge, gerne
sänk mein Leib in euern Schoß zur Ruh!

Blaues Auge in der weiten Ferne,
stimmest meine Seele sanft und weich:
ach, wie stürbe doch die müde gerne
in dein feucht verklärtes Himmelreich!

Prinz Blaubart /
von Karl Schoßleitner.

IV. (Schluß.)

Nach einer Weile faßte er sie jäh am Arm ganz aufgewühlt und zuckend und führte sie ans andre Ende des Gemaches zu einem kleinen Fenster, das Ausblick bot auf einen abgelegnen Teil des Parkes.

Er wies hinaus und sagte: „Siehst du dort? — Das ist der Friedhof seiner Frauen, die mein Vater der Reihe nach begraben ließ. — Hier stehen ihre Statuen der Reihe nach.

„Siehst du dort in der Mitte den Tempelbau mit den Gestalten, die säulengleich ein mächtiges Behältnis tragen, wie einen großen Sarg? — Den hat mein Vater sich errichten lassen, als seine Ruhstatt nach dem Leben, und die Gestalten sind die Marmorbilder seiner letzten Frauen. Sie haben nicht vermocht ihn zu ertragen mit seinen hochgespannten Forderungen, als er lebte, sie werden jetzt zu Stein verwandelt wenigstens den Toten tragen lernen und werden kaum mehr lange warten müssen auf den kranken Vater.

„O jetzt versteh' ich ihn:

„Er hat rastlos gesucht nach einer Einzigen und Letzten, denn keine war ihm je genug. So trennte er sich los von ihr und räumte sie hinweg, um sich die Wege freizuhalten für die Kommenden und suchte immer weiter in die Irre und fand kein Ziel und kein Genügen seiner Wünsche; nur sein Verlangen schwoll noch immer stärker an nach jener Einen, die er wirklich hätte lieben können.

„So starben viele Frauen als ein Totenopfer für die Einzige, für diese Auserwählte seiner Phantasie.

„Du hättest sie nur einmal finden müssen, Vater, dann wäre deiner Qual ein Schluß gesetzt und auch dem Blutvergießen ein Genügen. So konntest du noch glauben — mir aber hilft nicht einmal dies! — Du hattest noch die Möglichkeit ein Ende abzuwarten, mir aber ist die Zwiespalt hoffnungslos und unversöhnlich, drum kenn ich schon das Ende."

Dann wandte er sich wiederum zu ihr: „Der Vater hat es leicht gehabt. Es ist ihm keine nah gegangen, weil er sie alle zu gering geachtet; so konnte er sie flink und heiter töten und nach der Nächsten sehen. — Ich habe dich gefunden und bin mir wohl bewußt, daß ich kaum Aussicht habe mehr zu finden und, was den Ausschlag gibt, daß auch ein solcher Fall der höchsten Steigerung weit über dich hinaus nichts mehr für mich verändert noch entscheidet. Denn einer starken Seele mit reicher Kraft und freigebornem Willen kann ich weit schwerer sicher sein als einer kleinen schwachen. Die ließe sich vielleicht so sehr von mir erfüllen, daß sie ganz aufgehen würde und ihr Selbst verlieren: dann hätt' ich Ruhe, hätte Sicherheit und die Gewähr der Treue — weil sie nicht anders kann, weil sie wie ausgelöscht ist für die Anderen und nur entbrannt für mich —: doch dann verschmäh' ich sie. Sie ist mir zu gering an Wert und eigner selbstbestimmter Kraft. Ich müßte mich nur umso kleiner fühlen, je kleiner die Geliebte ist, an die sich mein Gefühl verliert. Ich kann mit ihr nur spielen, doch niemals wahr empfinden, weil ich mich schämen müßte vor mir selber!

„So steh' ich losgetrennt im Innersten von allen außer mir und trag' die schlimmsten Klüfte in mir selbst: Ich spähe nach dem Höchsten aus, um mich hinab zu beugen und zu beten, obwohl sich alles in mir aufbäumt gegen jede Art von Demut vor dem Fremden, denn ich ertrage niemand über mir und wünsche nichts so sehnlichst als ein Wesen über mir. — Ich bin vielleicht der Mann, der nach der großen Liebe drängt und sich dagegen wehrt, weil er daran zerbrechen müßte — und der sich danach sehnt, einmal im Leben zu zerbrechen und doch mit aller Kraft dagegen stemmt — aus Selbsterhaltungstrieb.

„Du stellst dich zwischen mich und mich: du bist mir schon verfallen!"

„Ich will ja gehen!" rief sie aus. „Mir graut! Entlasse mich, ich will nicht länger bleiben!"

Fast traurig hielt er sie zurück: „O nein! das gibt es jetzt nicht mehr. Es ist zu spät. Du warst mir schon zu nah. Du darfst dich niemals trennen, denn du weißt jetzt alles dies von mir. — Das ist das Zweite, was kein Weiterleben leidet, der große Zwang, daß ich dich töten muß: Ich dulde keine Zeugen!"

Mit einer raschen Handgebärde wies er nach der Wand: „Siehst du das Loch in der zerbrochnen Fensterscheibe? — Da hinter stand mein Lieblingsdiener gestern abends und sah, wie ich die Hände rang in Sehnsucht —: Ich hab' hinausgeschossen, denn also lieb' ich es, vor andern aufgetan zu sein, so wie ein Buch, darin sie blättern können nach Belieben und eine Seite nach der andern überschlagen, um hin und wider ihre werte Meinung an den Rand zu schreiben.

„Was mir allein geschieht, das muß ich wohl ertragen und finde mich zurecht; doch unerträglich ist es, einen Menschen in der Welt zu wissen, der mein Tiefstes kennt und nicht mehr zu mir hält, ein Weib zu wissen in der Jugendfülle, die auf den Lippen meine Küsse trägt, an ihrem Leib die heißen Male meiner Gier und die Liebkosungen — und so beladen fortgeht in die Fremde, wohin sie will, zu wem sie will, ja überhaupt fort gehen kann! vergnügt und fröhlich weiter lebt — nach mir! Vielleicht auch meiner lacht und meiner spottet — oder ganz und gar darauf vergißt, als wär' ich abgetan!

„Das Marmorbild zum mindesten vermag es nicht. Du sollst es auch nicht können! Darin komm' ich dir jetzt zuvor — drum gibt es keine Rückkehr mehr für dich.

„Mir klingt dein Schrei noch immerzu im Ohr: ‚Ich hasse dich!' und jener andre: ‚Siehst du, wie du jetzt bereust!'"

Sie streckte flehend ihre Hände aus, als wollte sie ihn bitten einzuhalten.

„Ich kann es mir schon denken", sagte er, „es macht dir keine Freude mehr, so triumphiert zu haben. — Ich aber kann es nicht vergessen, obzwar ich schon die Nötigung dazu erkenne, aus der es dir erwuchs. Ich kann es dir auch weiter nicht verübeln und zähme meinen Groll, so schwer es mich auch traf: die Bitternis liegt nicht im Tun; sie liegt schon längst vorausbestimmt im Sein von dir und mir, das so gebildet ist und auseinander weist. Das Tiefste, was wir können, ist das Weinen über uns, über die Fernen, die sich zwischen Menschen breiten und über die Unmöglichkeit des letzten Nahekommens. Ein wenig streicheln und ein weniges Liebkosen, das ist alles.

„Das Leben will das Mittelmaß, an allem Letzten drängt es uns

vorbei, wenn wir nicht sterben wollen; denn alles Weiterleben nach dem höchsten Glück bringt nur Ernüchterung und macht uns klein und niedrig."

Mit solcherlei Gedanken und Gefühlen verbrachten sie die halbe Nacht und konnten doch zu keiner Ruhe kommen: Es drängte immerzu und glühte fort in ihnen und trieb und trieb mit wachsender Begier erwachter Sinne.

Sie fühlten nur zu klar, wie uferlos die Seelen sich begehren und unaufhörlich irren in der Welt. Dies Wissen brachte sie in Traurigkeit einander näher . . .

Und als sie müde waren der hohen und erhabenen Gedanken und Gefühle —: da schritten sie zusammen in das Schlafgemach und legten sich zusammen in ein Bette und kosteten die hochzeitliche Lust — nach üblicher Gepflogenheit und Sitte.

Er sagte noch zuvor: „Wir waren einmal nah daran, da war es groß und trunken von Vermessenheit und übermenschlichen Gefühlen, und es erschien uns beiden wie ein ungeheueres Bild und Gleichnis für die Vereinigung der Seelen. — Das glauben wir nicht mehr! — Doch seh' ich auch nicht ein, warum ich meinem Körper diesen Spaß nicht machen soll, wenn er vielleicht daran Gefallen finden kann . . . Und eher tu ich es mit dir und lieber noch als sonst mit irgend jemand anderem, glaubst du nicht auch? — Das hat uns noch gefehlt!"

Sie ließ es willenlos geschehen und sprach kein Wort dawider noch dafür.

Er schrie in seiner Qual: „Je häßlicher und gröber ich es fasse, um so geringer ist die Täuschungsmöglichkeit und die Gefahr, daß ich betrogen werde durch ein Schlechteres als das, was ich erwarte. Drum denk' ich möglichst niedrig und erwarte nichts!"

Dann legte er sich hin und machte sich gemein und klein und raste wie ein Tier. —

*

Als er am Morgen munter wurde, schob er sie von sich, stand auf und nahm ein Bad.

Dann trat er an ihr Lager.

Sie schlug die Augen auf.

Er schrie: „Mach deine Augen zu! Du sollst mich nicht mehr sehen ... Wie sollen wir uns überhaupt noch in die Augen sehen können ..."

Sie stöhnte nur: „Warum gabst du mir nicht schon längst den Tod? Nicht einmal eine Nadel hast du mir gelassen."

Ihr traten Tränen in die Augen und er barg sein Gesicht in beide Hände ...

Da erscholl ein Pochen an der Tür.

Ganz teilnahmslos wollte der Prinz nach der Goldquaste greifen, die von der Decke herabhing, um den Verschluß aufspringen zu lassen — doch er besann sich noch, hob sich empor, strich sein Gesicht glatt und trat an die Tür.

„Was gibt es?" fragte er.

Die Stimme von draußen: „Der König hat nach dir verlangt, er liegt im Sterben."

Er winkte ab.

Da fiel ihm ein, daß es der Bote durch die Tür nicht sehen konnte. So rief er: „Geh —! die Erde sei ihm leicht; mir ist sie schwer genug."

Und dann auf einmal sprach er die Worte vor sich hin, als würde er sie jetzt erst ganz verstehen und lausche einem neuen Klang und dächte sich recht viel dabei: „Der Vater stirbt ..."

Nach einer Weile setzte er hinzu: „Er hat mich immer leicht entbehren können und wird mich jetzt auch nicht zu schwer vermissen — so wie ich."

Dann brach er aus, verzweifelt wie ein Kind: „Niemals hat er nach mir verlangt, niemals vorher. Warum gerade jetzt, da es zu Ende geht? — Es hätte sich vielleicht nicht so gewendet für ihn und mich!"

Von ferne klang ein dumpfer Schrei in seine Klagen, Unruh' und Lärmen war im Schlosse aufgewacht, und viele Türen schlugen auf und zu.

Er aber reckte sich empor: „Und doch! Und doch!! Trotz alledem!!!"

Er jubelte: „Es packt mich wie ein neuer Wille an und wie ein neues Feuer glüht es in mir auf: Ich komme über dies hinweg und über alles! Ich will mich so erheben, wie noch nie!"

Es klopfte wieder.

Der Prinz befahl der Frau: „Zieh diesen Vorhang vor dein Bette. Ich will die Diener, oder wer es sonst sein mag, das Bild nicht schauen lassen!"

Er sperrte aber doch nicht auf.

Er guckte nur ein wenig durch die Tür:

Drei Abgesandte standen draußen, schwarz gekleidet. Die Flügelmänner an den beiden Seiten hielten eine Fackel, die düsterrote Lichter auf die Krone warf, die ihr Gefährte in der Mitte purpurrot umflossen, auf einem schwarzen Kissen trug von schimmerndem Damast.

Jetzt rief der Erste durch die Tür: „Wir kommen vom König."

„Wir bringen die Krone!" sagte der Zweite.

„Heil dir, o König!" sagte der Dritte.

Und alle beide stimmten ein in diesen Gruß.

Der Prinz entgegnete: „Gebt Ruh' und laßt den Toten ruhen! — Geht in den Thronsaal und erwartet mich!"

Dann warf er beide Arme in die Luft, als fielen alle Lasten von ihm ab, und rief: „Das fehlte mir: die Krone hast du mir bis jetzt noch vorenthalten und das Fünkchen Kraft, das in dir glühte, so lang du noch am Leben warst, wenn auch schon krank — das will zu mir: In mir ist alle Kraft versammelt, die ganze Kraft des Stammes, ich bin der Einzig-Überlebende, und wie ein Springquell steigt es in mir auf. Dein Tod gab mir die Möglichkeit zu leben und über alles dies zu triumphieren! — Ich danke dir, mein Vater, für dein Erbe, jetzt seh' ich meinen Weg und wäre fast versucht die Kindesliebe zu erlernen, weil du gestorben bist."

Er war gewachsen und von einer Sicherheit, die fest saß in sich selbst und nicht mehr dieses eifersüchtige Behüten nötig hatte.

Er wandte sich zu ihr: „Steh' auf und mache dich bereit!"

Das Becken von Metall erklang, und als die Diener kamen, befahl er für die Frau das Frühstück aufzutragen.

Als es geschehen war, verließ er sie.

Sie fragte noch: „Ist dies mein Henkermahl?"

Er rief zurück: „Vielleicht." —

V.

Er selber schloß die Tür und nahm den Schlüssel mit, weil er der Wache nicht genug vertraute, denn niemand sollte sie mehr sehen und niemand sprechen, oder die Möglichkeit zur Flucht vermitteln können.

Er wollte noch für kurze Zeit hinüber in den Seitenflügel des Palastes, wohin der Vater sich zurückgezogen hatte, seit er krank war, und wo der Tote lag.

Auf seinem Wege kam er durch den Thronsaal.

Dort war der Hof versammelt; und Jene, die vom neuen Herrn reiche Gnaden hofften, erhoben ihren Jubel und brachten ihm den üblichen Willkomm entgegen.

Der junge Herrscher nahm die Krone von dem Kissen und wog sie in der Hand, indem er sagte: „Die Leichenfeier in drei Tagen."

Dann setzte er die Krone auf zur Probe und legte sie zurück und sprach: „Der Reif soll enger werden an den beiden Schläfen, das soll gerichtet werden bis zur Krönung — in zwei Wochen!"

Er eilte schon zur Tür, da trat ihm der ergraute Meister in den Weg, der früher seinem Vater die Statuen gebildet hatte, als käme er zu bitten.

Der Sohn erriet ihn gleich und sagte: „Sei getrost, ich will dich nicht entlassen; du wirst auch noch bei mir zu schaffen haben. Du hast jetzt lang geruht. Bereite dich, ich brauche dich vielleicht schon heute!"

Darauf entwich er in die engen dunklen Gänge, die zum Vater führten.

Ich will allein sein!" rief er noch zurück, als sich die Ersten in Bewegung setzten, ihm zu folgen. —

*

So war er nun allein bei seinem toten Vater und sprach zu ihm: „Das hast du schlecht gemacht! O jetzt erkenn ich diese Wirrnis meiner Seele: dieses hinauf, hinab und diese Zwiespalt: Du hast mir keine gute Mutter ausgesucht! Von ihr kam dieses sklavenhafte Niedrigsein, das mich hinunterzwingt mich klein zu machen und mich anzuschmiegen. Doch dieser Stolz von dir, mein väterliches Erbe, duldet keine Schwäche

. . . Zum Glück besitz' ich endlich dieses Erbe ganz und unzersplittert, seit du gestorben bist, sonst wär' ich noch versucht, den Rest der Lebenskraft, der mir gefehlt, an mich zu reißen mit Gewalt . . . O hättest du zu Anfang mehr Bedacht gehabt, ich wäre nie darauf verfallen, so zu denken. Ich hübe mich empor mit ungebrochnen Flügeln und wäre groß geworden ohne Sprung und gäbe einen vollen königlichen Klang — doch hättest du mir eine Mutter suchen müssen, wie dieses Weib da drinnen!"

Und grübelnd fuhr er fort: „Vielleicht hast du schon selbst die Schuld erkannt und hast dich darum auch so scheu vor mir zurückgezogen, und hast mich darum angestiftet, meinen ersten Aufruf in das Land zu senden —: Ich sollte deinen Mißgriff wieder besser machen, ich sollte mit der größten Sorgfalt Umschau halten nach der auserwählten Frau, als Mutter meines Sohnes . . ."

„Was brauch' ich einen Sohn?" sprang es aus ihm heraus. „Ich will nicht mehr hinein gestellt sein in die Reihe der Geschlechter, so wie du, ich will nicht bloß ein Mittelglied und keine Brücke sein, damit die Kommenden hinüberschreiten über mich, wie es an dir geschieht. Mir soll es nicht geschehen, ich widersetze mich und reiße alle Fäden hinter mir entzwei —: Ich will das Ende sein mit eignem Zweck und Sinn und trenne mich von dieser Frau wie gleicherweis von dir!"

* * *

Er ging hinaus und gab den Blutbefehl zum augenblicklichen Vollzug des Todes und sagte sich hernach: „Sie hat sich eingeschlichen unter falschem Vorwand und einen Mordversuch gemacht an ihrem Herrn. Ist das nicht Grund genug?!"

Doch hielt es ihn nicht länger in den Räumen, er trat auf die Terrasse und lehnte wieder an der gleichen Säule wie zuvor.

Der Marmor aber schien nicht mehr so weiß und blinkend wie zuvor, weil sich der Glanz der Sonne mählich minderte und immer düsterer und röter wurde. Sie brauchte keinen Widerschein der Vorhänge zu borgen, um überall die purpurroten Flecken hinzumalen, die wuchsen immerzu und wurden stetig größer und flossen ineinander wie eine große Lache Bluts.

Dem Prinzen schwollen alle Pulse zum Zerspringen, ein fürchterliches Surren hämmerte durch alle seine Glieder —, da rief er seine Paukenschläger und gab das Glockenzeichen:

Und alsbald wurde rings der Park lebendig von Musikanten einer lärmenden und lauten Weise.

Wie sich bei plötzlichem Alarm die stille Ruhstatt lagernder Soldaten bunt und rasch belebt und wie ein wohlgeführtes Heer sich sammelt und sich in pfeilgerade Reihen fügt und mit gezückter Wehr einherstürmt wie ein Braus —: so schwoll das Lärmen an und wurde zur Musik von Donnerschlag und Tiergebrüll.

Vier Rosse liefen ruhelos getrieben um im Kreis und zogen lange Balken mit Räderwerk und Hebeln reich versehen, die große Hämmer in die Höhe hoben —: schwer wuchtend fielen sie herab auf klirrendes Metall und ein Gerüst von Blech und vielem Leder, das einer Riesentrommel ähnlich sah.

In diesen Wirbel beugte sich der Prinz hinab und rief: „Schrei deinen Schmerz hinaus, verhetzte Seele du! Schlagt zu, ihr Hämmer, schlagt nur immer zu und gerbt auch meiner wunden Seele so ein hartes Fell, wie dieser Panzer ist, der meinen Leib so treu und gut beschützt!"

Doch trank das Lärmen all sein Schreien auf wie leises Flüstern zarter Frühlingshalme im abendlichen Wind.

Er wußte dies, daß keiner ihn verstehen konnte und schrie und freute sich und lachte . . .

*

So konnte er die Zeit ertragen, bis der Henker in der Tür erschien. Er ließ ihn nicht zu Worte kommen und befahl: „Man bringe ihre Leiche in den Bildersaal und rufe mir den Meister für die Statuen." —

Dann stand er vor der Leiche.

„Sie hat sich selbst getötet, sagst du?"

„Ja, Herr, mit deinem Tischgerät."

Er war ganz still in sich gekehrt und wie nur ihr vernehmbar sprach er leise: „Das hast du mir doch wenigstens erspart. Und darum sollst du auch ein ganz besonders schönes Bild bekommen. — Du hast

dir wohl gedacht: ‚Jetzt soll ich wieder warten, bis es ihm gefällig ist, den Henker herzuschicken —: das kann ich nicht. Ich mache selbst ein Ende!‘ — So hat sie doch verstanden, wohin ich zielte mit den langen Reden, als ich es immer wiederholte, daß sie sterben müsse.“

Dann sprach er laut: „Du nimmst die Totenmaske ab und bildest mir die Formen ihres Leibes, bevor ich sie begrabe, dann haue mir aus kühlem Marmelstein ein schönes Bild. — Nimm dich zusammen, Meister, für dein Probestück, wenn du die Arbeit hier behalten willst, denn viele werden folgen — wie einst bei meinem Vater, so bei mir.“

Und höhnend fuhr er fort: „Ich seh' es wie ein Mittel zur Genesung an, von Zeit zu Zeit herabzusteigen in die Tiefen euerer Menschlichkeit, um neugekräftigt auf zu fliegen in den königlichen Stolz, um an den Flammen fremder Lustextasen mein Feuerchen zu schüren; denn diese Welt ist wie aus Haß geknetet, drin stehen wir allein und frieren — der Vater so wie ich. Und alles was wir tun, spricht sich entstellt herum, legt sich wie Schmach an uns. — Ich wette noch, die Leute nennen mich am Ende roh und haben so empfindliche und feine Sinne, daß sie mit ihren Frauen leben Jahr für Jahr und Kinder zeugen und niemals dessen inne werden, was sie tun.“

Nach diesen Worten ging er mit dem Meister durch den Saal und suchte einen schönen Platz für „Sie“, und beide überlegten, wie die Statuen gedrängter aufzustellen wären, um Raum zu schaffen für die Kommenden, die reichlich folgen würden . . .

*

Und so geschah es auch.

Es war noch keine allzu lange Zeit vergangen, als ihm der alte Bildersaal nicht mehr genügen konnte. Es war ihm unerträglich, denselben Raum zu teilen mit dem Vater und mit den Frauen seines Vaters, er schien sich wie bedrückt und gleichsam eingeengt in seiner Unersättlichkeit sich auszubreiten, er sehnte sich nach einem Zufluchtsort, von dem er sagen konnte: hier bin ich selbst und ganz für mich allein, hier stehen meine Bilder, die Bilder meiner Frauen und meiner jungen Mädchen.

Und darum ließ er sich ein neues Bilderhaus erbauen in mitten

seines Parkes, das weitaus größer war als jenes frühere, und ließ sich alle Statuen seiner Frauen hinüberschaffen und schmückte auch den neuen Saal bis zur gedrängten Fülle.

Denn immerfort nach kurzen Zwischenräumen erging ein neuer Aufruf in das Land. Und jedesmal erwählte sich der Prinz ein schönes Weib und täuschte ihr das Märchen vor, sie würde ihn erlösen, sie allein, und schmiegte sich an sein erkornes Opfer demutsvoll und klein und spielte seine Rolle immer trefflicher mit wachsendem Geschick, so daß ihm viele glaubten, da er mit jedem Mal an Fertigkeit gewann.

Er schlürfte ihr Vertrauen gierig in sich ein wie etwas ihm Versagtes, nie Erlebtes und sog sich niemals satt an dieser glaubensvollen Liebe der Betrogenen, denn er blieb immer noch im Innersten verschlossen und gepanzert wie zuvor und stieß mit ausgesuchter Sicherheit den schlanken Dolch in ihren Jubelruf der brünstigsten Entladung, daß sie im höchsten Augenblick der Lust verröchelten.

So starben alle seine Bräute in der ersten Nacht unwiderruflich wie nach einer Regel. Und jedes Mal erscholl im Morgengrauen die entsetzlichste Musik; denn rastlos war der Prinz bemüht für jedes neue Mal ein andres Donnerwerkzeug zu erfinden, das noch betäubender und schriller klingen sollte als alles andre je zuvor.

Und bei der Probe jedes neuen schrie er in das wirbelnde Getos: „Ich bin der Spieler und das Instrument und schließlich auch die Melodie, die werden soll — doch sind mir alle Saiten schon zersprungen!"

Am Morgen aber, wenn die Todes-Symphonie erklang, dann sang er häufig diesen Text dazu: „So will ich weiterschreiten ungehemmt und bringe allen, die sich mir vertrauen, ein ungeahntes Glück und einen frühen Tod. Wer will sich mir vergleichen? Ich setze keine Leben in die Welt. Ich führe sie hinaus im Feuerbrand der Lust und endige das Leben und die Lebensqual; wer will sich mir vergleichen!"

VI.

Durch Blut und Greuel ging es weiter im Vernichtungsrausch des Unfruchtbaren.

Doch immer öfter drängten sich die Tage der Ernüchterung dazwischen, und da gewann der Prinz allmählich die Erkenntnis:

Wie sehr er sich auch mühte seinen Abenteuern andre Deutungen zu geben und in Gedanken und Gesinnungen vom Vater abzuweichen — im Schlußerfolg der Taten blieb er doch dem Vater unausbleiblich gleich.

Er hatte sich mit keiner Frau verbunden, um immer Prinz zu bleiben als Abschluß und Vollendung seines Stammes und nimmermehr durch eine Vaterschaft noch eine Weiterfolge zu ermöglichen, wie es sein Vater so erbeten hatte —: und dennoch kam er nicht mehr los von ihm: Er war nur immer mehr hineingesprungen in die Wesensart des Vaters, je mehr er sich von ihm zu trennen meinte, und hatte seine „eigne" Lebensbahn erst dann beschreiten können, nachdem er eine neue Kraft hinzu gewonnen hatte, die aus der Reihe der Geschlechter ausgeströmt war auf den letzten Erben.

So stand er wieder unter fremdem Bann, trotz seiner eingebildeten Selbstherrlichkeit, und schritt den Weg, den andre ihm bestimmt.

Vergeblich tönten seine Klagen in die Leere, so sehr er rief und schrie: „Ich suche mich, das Einzige und mir Gehörige, mein eigenes und unberührtes Ich. Wo soll ich mich nur suchen, wo bin ich denn, wo bin denn ich, wenn all mein Tun und Sein von andern stammt! Wo bin ich wirklich selbst?"

Das fand er nicht heraus.

Und er erzitterte in seinem Widerstand zerknickt und tappte wie ein Blinder um sich her und wütete und wühlte sich in eine Raserei hinein und spann sich gräßliche Gedankennetze aus, wie er das ganze Schloß, die Stadt und alles Land im weiten Umkreis ringsherum vernichten und in Trümmer stürzen könnte, um alles Fremde loszuwerden und von sich zu schleudern und wenn es schon nicht anders ginge, mit sich selbst.

Doch sollten viele Opfer gleicherweis mit ihm den Tod erleiden und so beschloß er für den letzten Abend ein unerhörtes Festbankett zu geben und alles Volk zu laden.

Jetzt kam es ihm zu statten, daß er seine Zeit so häufig dazu angewendet hatte, um allerlei Maschinen und Vorrichtungen von ganz

absonderlicher Art in Tätigkeit zu setzen, die er sich irgendwie zurecht gedacht und mit erfinderischem Geist ersonnen hatte.

So war erst kürzlich die Vollendung einer umfangreichen, viel verzweigten Leitung abgeschlossen worden, die verhindern sollte, daß die Stadt in der Bedrängnis einer feindlichen Umgürtung ohne Wasser sei und die zugleich beim Ausbruch eines Brandes die sänftigende Flüssigkeit im reichen Maß zur Stelle schaffen sollte.

Doch neben diesen großen Leitungsröhren liefen andre kleinere, die einem völlig andern Zweck entsprachen, der so geheim zu halten war, daß alle Männer, die am Werke mitgeholfen hatten, am letzten Löhnungstag den Tod erleiden mußten. Denn diese kleinen Leitungen enthielten eine Art von Lunten, die einmal angezündet weiter glimmen sollten und in geräumigen Gewölben endigten, die voll von Pulver und von andern Sprenggemengen der zündenden Erlösung harrten.

Die Vorratskammern der Zerstörung waren dicht gesät und unterwühlten fast die ganze Stadt. Die Lunten aber liefen insgesamt in einem Turmgemach zusammen, worin genau die Wege und die Längen aufgezeichnet waren, die der Funke einzuschlagen hatte, so daß es möglich war, durch eine richtig abgemessene Aufeinanderfolge der Entzündungen zu gleicher Zeit die Pulverminen in der ganzen Stadt zur Explosion zu bringen, so daß wohl kaum mehr etwas andres übrig bleiben mochte als ein großer Trümmerhaufen.

Das war auch eine von den Schutzvorkehrungen des Prinzen, um für den Fall, daß eine unausbleibliche Eroberung zu fürchten sei, den Feinden keine allzugroße Beute zu ermöglichen oder aber im Falle einer Meuterei und Volksempörung den ganzen Stadtteil, der die Unzufriedenen und Widerhaarigen umschließen würde, in die Luft zu sprengen.

Er hätte wohl am liebsten irgend einen ungeheuren grunderschütternden Vulkanausbruch ins Werk gesetzt, um diesen ganzen Erdball zu vernichten und aus seinem Fundament heraus zu schleudern, um wenigstens für einen kurzen Augenblick das Wissen einer nie erlebten Macht in sich zu fühlen und so beseligt in den Tod zu springen, statt überall die Enge, die Bedrängtheit seiner selbst und die verruchte Übermacht der fremden Dinge und der Außenwelt vor sich zu sehen.

Das war ihm aber nicht erreichbar und so mußte er sich wohl damit begnügen, seine Pulverkammern zu entzünden.

Er ging in seinen Turm hinauf, wo sich in einem rundgewölbten, weitausladenden Gehäuse, dessen Wände mit Metall verkleidet waren, die Leitungsenden knapp beisamen fanden in dichtgedrängten, nachbarlichen Reihen.

Er zündete zuerst die sieben längsten Lunten an, die in den äußersten Bezirken endigten und stieg dann auf die höchste Zinne und spähte in das Land und sah den Himmel blutig rot erstrahlen und dachte fast verächtlich: Wenn erst die Dämmerung herabgesunken ist, dann wird mein Feuerflammenfarbenspiel den Horizont erhellen viel herrlicher und mächtiger, als diese Sonne im Verglimmen je vermag.

Und er genoß im vorhinein den Anblick, der ihn beim Untergang der Stadt erfreuen sollte.

Er wurde aber bald aus seinen Phantasien aufgeweckt durch ein Gelärme, das sich vom Eingang seines Parkes näherte.

Es waren seine Gäste, die er sich für diesen Abend eingeladen hatte. An alle Untertanen war der Ruf ergangen und einen ganzen Tag verkündet worden in der Stadt.

So strömten sie um die bestimmte Zeit in fröhlichem Gedränge durch das weite Tor, das sie noch nie so gastlich aufgetan erschaut, und jeder war bestrebt, so rasch er konnte, an den Tischen Platz zu finden, die reihenweis in lichten langen Streifen aus der Dämmerung schimmerten.

Darüber waren viele Lichter angezündet in farbigen und schillernden Laternen.

Der Prinz sah in den Park hinab mit seinem bunten festlichen Gewoge und lächelte und war ein sorglicher und viel genauer Feuerwächter auf dem Turm; doch weil er sah, es wäre noch ein wenig Zeit, bevor die ersten Pulverkammern zur Entzündung kommen würden, begab er sich hinab in das Gewühl und trank dem Volke zu.

Die Leute waren ohne Maß erstaunt und lobten seine reiche Gastlichkeit und seinen leutseligen Sinn und wußten sich vor Ausgelassenheit und Freude nicht zu fassen.

Er schritt die Reihen ab und neigte sich nach rechts und links

und nickte freundlich und gerührt nach allen Seiten, indes er rief: „Auf euer Wohl! ich trink' euch zu, ihr guten Leute, ich hoffe, daß wir uns in Zukunft friedlicher vertragen werden, vielleicht von heute Abend schon, meint ihr nicht auch? Auf euer Wohl, ich trink' euch zu".

Zu gleicher Zeit erhob sich seine auserlesene Musik zu einem schaurigen Terzett, anschwellend von drei Seiten seines Parkes. Sie dröhnte auf und donnerte wie ein Titanenruf zum Untergang.

Nun lief er eilig in den Turm hinauf, um nicht zu spät zu kommen daß nicht am Ende gar der eine Stadtteil vor dem andern in den Himmel flöge.

Er brachte rasch die letzten Lunten für das Schloß, den Park und seinen nächsten Umkreis zur Entzündung. Dann warf er noch im weiten Bogen seinen Becher, den er unversehens in der Hast des Augenblickes mitgenommen hatte, in den hellen, lusterfüllten Freuden-Garten, wo ein Hochgebrüll auf seinen Namen sich erhoben hatte und kein Ende fand.

„Ich trink' euch zu!" rief er hinunter. „Es bekomm' euch wohl! So habt ihr wenigstens die letzten Augenblicke eures Lebens froh verbracht! Und alle diese Freuden dankt ihr mir!"

Zu seinen Worten aber klang bereits das erste Krachen aus der letzten Vorstadt an sein Ohr, indes die Augen schon den Glanz der Feuergarben sahen, die hell und sprühend in die Nacht verglühten, wie ferne festliche Raketen.

Bald aber war der Ernst des schönen Schauspiels offenbar, als sich das Unheil der Zerstörung aus den fernen Grenzbezirken allmählich immer näher an das Herz der Stadt heranschob und sich zu einem hellen Feuerring zusammenschloß, der wie ein ungeheurer Wall von Glut und Dampf, heißatmend aufgebäumt und lodernd überglänzt, die Dunkelheit zerriß und sich in kurz bemessnen Pausen schauerlich verengte wie eine tötliche Umarmung.

Die künstliche Musik erstarb, die Erde zitterte und spielte selbst zum Todestanz ein Stücklein auf.

Der Prinz warf seine Arme hoch empor und schnellte sich von seiner Zinne in den leeren Raum und weitete die Arme wie berauscht und

fuhr mit einem Schrei der Luft hinunter in den klaftertiefen Abgrund, der eben jetzt vor seinen Füßen auseinander brach —:

Ein lautes donnerähnliches Gedröhne und ein langgezogener Aufschrei vieler tausend Menschen ballte sich zum gräßlich gellenden Zusammenklang, dann folgte noch ein Stöhnen und ein auf und nieder schwellendes Geheul der Sterbenden vermischt mit kleinerem Gepolter von einigen verspätet aufgeflognen Minen. Und alles eingehüllt in eine dichte undurchdringliche Verfinsterung der Luft, die atemraubend und beklemmend glühte . . .

Als sich der Schutt, die Erde und der Mauerstaub ein weniges geklärt, war weithin alles flach und ausgeglichen wie ein großes Trümmerfeld, nur hin und wieder prasselten die letzten Feuerbrände und glosten fort und glommen viele Stunden wie fromme Fackeln eines stillen Grabes und warfen einen schwachen Widerschein in den gestirnten, lichterfüllten Himmel.

Leben / von Ludwig Seifert.

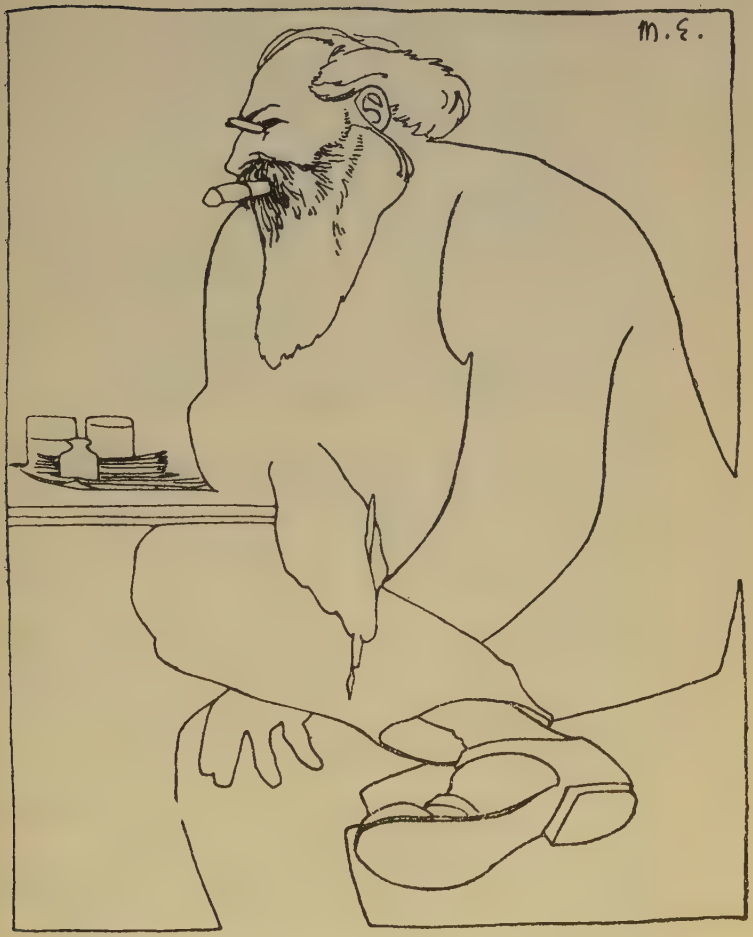
Du glaubtest, daß wir Duft und Süßigkeit
Des Lebens lässig spielend uns gewinnen dürfen,
So wie die Kinder in der Erntezeit
Die Früchte, die am Weg sie finden, schlürfen.

Doch heute sahst du deinen Frevel ein,
Da endlich dich der Schönheit Kraft berührte,
So süß und schmerzlich wie der Morgenschein
Das Auge schmerzt, das lang nur Dunkel spürte.

Nun weißt du es -- uns ist nur eine Wahl:
In kalter Dämmerung beiseite stehen,
Verschmachtend in der Sehnsucht Glück und Qual
Als Schatten um des Lebens Tore gehen —

Und dieses: Niederknieend in die Flammen tauchen
In tiefer Demut vor der heil'gen Glut
Und glühend sich im großen Rausch verbrauchen
Wie Opferweihrauch vor des Herren Blut.

(gez. von Max v. Esterle.)



Musiktheoretiker Robert Mayrhofer (Brixen)

Tag im Verglühen / von Hans Kiene.

Zum Sterben legte sich der Sommertag.
Man schmückte ihm das Bett mit roten Rosen,
Die Fluren brachten ihre Herbstzeitlosen
Und manche späte Blume aus dem Hag.

Die Dichter sangen ihm die schönsten Lieder,
Die Maler malten ihn im letzten Glanze,
Der Musikus schrieb in Verzückung nieder
Das Thema einer traurigen Romanze.

Auf der gewohnten Abendpromenade,
Da blieben viele Stadtbewohner stehn,
Und schöpften von des Sonnenmeers Gestade
In armer Gier und riefen: „O, wie schön!"

Nur ich allein trat leer aus Sterbelager
Mit leisgehemmtem, feierlichem Schritt;
Und aus des Sommerabends glühem Auge
Die letzte Schönheit trinkend starb ich mit.

Brixner Chronik IX. (Der König in der Einsamkeit).

Der König ging in die Einsamkeit. Er lebt hoch droben in den Bergen in einer Almhütte, abgeschieden von den Menschen. Er hat sich vor seinen Freunden und vielleicht auch vor sich selber in die Einsamkeit geflüchtet.

Ein schlechter Mensch nun könnte derart sprechen: „Diogenes wohnte in einem Faß, Augustinus ging in die Wüste und der Kaiser Napoleon saß auf Elba. — Es ist alles schon dagewesen, — selbst die Schlußpointe."

Ein guter aber wird sich diese Stelle aufschlagen:

„Das typische Leiden des Reformators, und seine Prüfungen — die sieben Einsamkeiten.

Er lebt wie über den Zeiten: seine Höhe gibt ihm Verkehr mit den Einsamen und Verkannten aller Zeiten.

Er wehrt sich nur mit seiner Schönheit. Er legt seine Hand auf das nächste Jahrtausend. Die Liebe nimmt zu mit der Unmöglichkeit mit ihr wohlzutun."

Die Worte sind nun allerdings von Friedrich Nietzsche, und der Abstand ist zu groß, als daß sie haargenau hier eintreffen sollten. Und so mengt sich in die Tragik der Weltdichtung ein klein wenig Ironie der Kleinbürgerlichkeit.

Immerhin, man hat ein Herz und fühlt ein Mitleiden mit dem Mann auf einsamer Höhe, um dessen Herz sich nun langsam die ehernen Fesseln der sieben Einsamkeiten legen.

Erkenntnisse stehlen sich vielleicht in seine Seele ein, Bitternisse der Verkennung fressen an dem saftigen Idealismus seines Geistes und drohen, die ungestüme Kraft aufzuzehren. Neid und heimliche Mißgunst stehen auf und rütteln an den Wurzeln des neuen Zeitalters.

Er legt seine Hand auf das nächste Jahrtausend, und indessen zerrinnt unter seinen Fingern die Zeit, die Möglichkeit, mit seiner Liebe wohl zu tun, und — das Geld. Da regt sich etwas wie Empörung in der Volksmenge, denn es wurde an ihr Heiligstes gerührt. Freiheit, Ruhm und Leben, alles hätten sie sich gerne rauben lassen, nun aber, da noch das Geld dazu kam! Und doch hätte es nur zu ihrem Besten sein sollen. Wie gemein doch die Menge ist, die so eklig am Realen klebt!

Im Thronsaal selber stehen sie auf, der Geist des Pöbels macht sich breit, häßlich, höhnisch; mit erhobenen Armen stürzen sie gegen den Königsstuhl und rufen aus übelriechendem Mund zu den Ohren des Herrschers empor: „Du bist eigennutzig, du kennst nur deinen eigenen Geldsäckel. Du stürzest unsere Kinder in Not und gibst sie der Armut preis."

Was soll ein König tun, der seinen Völkern so fremd geworden? Er wollte doch ein Volkskönig sein und suchte sich Männer aus dem Volke, die er an seinen Thron ziehen könnte, um sie zu seiner Größe zu erziehen. Und nun muß er einen um den andern wieder wegschicken, denn sie sind gar so dumm. Dann aber werden sie gehässig gegen ihn, fühlen sich gekränkt in ihrem Eigendünkel, sie, die doch nur er aus dem Staub der Alltäglichkeit, von der Straße aufgehoben hat. Der Krämer wird bald wieder sein färbig Tuch und Heiligenbilder verkaufen, der Wirt reicht schon lange seinen Gästen Speis und Trank und der Schriftgelehrte füllt die Spalten seiner Zeitung mit den Taten des Königs, an denen er keinen Anteil mehr haben darf. So wurde ihr Herz verbittert, das schon zuviel von der Süßigkeit des Herrschens und des Ruhmes gekostet hat.

Und jetzt, da sie wieder unten liegen, hetzen sie gegen den Thron und reden von Eigennutz, sie, die doch selber die Eigennützigsten gewesen wären, wenn das Geduldspiel nur länger gedauert hätte.

Das mag traurig stimmen, siebenmal traurig, inmitten der sieben Einsamkeiten.

Ob er auf seines Daches Zinnen steht und mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Brixen hinunterschaut? Ich bezweifle es. Gerade zu seinen Füßen baut man an einer Heerstraße nach einem entlegenen

Bergdorf. Die Sache war so schön ausgedacht und der Weg hätte in romantischen Windungen den eigenen Besitz zu einem großen Ganzen verbinden sollen. Da kamen wieder ein paar Nörgler dazwischen, und die ganze Arbeit war umsonst. Er muß die Straße bauen, wie jene wollen; heute freut ihn wohl das Ganze nicht mehr.

Oder, es käme einer und spräche: „Vor Jahren brannte in dieser Stadt eine ganze Straße nieder, und unsere Häuser versanken in den Flammen. Damals gaben milde Leute viel Geld für uns in deine Hände, damit du es unter uns verteilest. Gib uns nun heute von jenem Gelde, denn wir sind in Not und die Zeiten sind arge geworden."

Was sollte er sagen zu dieser Geldgier der Menge, die doch nichts weiß von der Wonne der sieben Einsamkeiten?

Oder es käme ein anderer und spräche: „Warum gestattest du es, daß die Maurer und Handlanger also die Schönheit unsrer Stadt mit Füßen treten? Warum lässest du solche Scheußlichkeiten von Häusern bauen? Was werden die Fremdlinge sagen, die unsere Straßen durchwandern? Du wolltest doch, daß Fremdlinge zu uns kämen und sich wohl fühlen in unsern Mauern!"

Inmitten seiner sieben Einsamkeiten mochte er sich mit seiner Schönheit wehren, aber was wollte er vor diesen tun?

Oder es stellte sich einer zu seinem Thron: „Du bist ein Nachahmer, du bist kein Eigener, du tust nur, was schon Andere vor dir taten. Du hast den Drang des niedrigen Volkes ausgenutzt, seinen Hang zur Religiosität. Du hast den Haß unter die Bürgerschaft geworfen, du hast mit dem Frieden der Völker in niedriger Weise gespielt und alles nur zu deinem eigenen Nutzen."

Und ein paar andere kämen herzugelaufen und riefen: „Du bist ein Tyrann, du hast dem Volke die Freiheit geraubt. Du lachst auch jetzt nur über unser Wort „Freiheit." Doch höre, du: Gehört nicht auch jenes hierher, das den Völkern die Begeisterung und Liebe gibt zu ihren Königen? Man hat von Fällen gehört, in denen sich Fürsten ihr eigenes Grab gruben, durch Mißachtung dieser Wahrheit."

Er aber lächelt, und ihre Worte prallen ab, wie Sonnenstrahlen von einem Silberspiegel. Er atmet frei, denn seine Liebe wächst mit der Unmöglichkeit, mit ihr wohlzutun. Was hat er mit jenen gemein, die über das Gestern nie hinauskommen, er hat seine Hände doch schon auf das nächste Jahrtausend gelegt! Hartmann.

Berichtigung. In Karl Schoßleitners Novelle „Prinz Blaubart" (Heft 7) ist auf S. 215 nach „Ihr seid mir treu" zu ergänzen: „O wäre das Lebendige mir auch so treu!" Auf S. 219 ist statt „Du bist das Beste meiner Seele" richtig „Bette" zu lesen.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

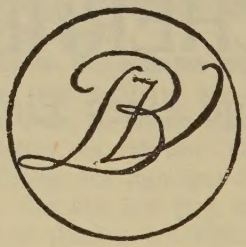
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)



Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Am 1. Oktober erscheint

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner".

J. V. Widmann im Berner „Bund": Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner", wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine litérarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner".

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner", eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner". Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.